



Illustriertes Erzgebirgisches Sonntagsblatt

Tageblatt

Annaberger Wochenblatt

Hauptzeitung des Obererzgebirges

Mei Peremett. / Mundartplauderei von Max Wenzel.

Sahst, wos'r wollt, ich bi nu emol e Weihnachtsnarr, un do loß ich mer aa net nahme, mei Stub harzerichten, daß e rachte Art hoot. En Christbaum mausen, dos ka e jeds, un en laafen is noch lechter. Oder e Peremett aufzubaue, daß se gieht, — do hobn viel gescheite Leit net 's rachte Geschick. Spielt meitwagn alle Ohmd Kart un sitzt in Schenken rüm — ich bleib derham un bastel mit men Zeig. Mei Fraa saht ersch e finkelt rüm, se brummt wuhl aa: „Nu gieht de Schweinerei in der Stub wieder lus!“ Oder ich wollt emol sahe, wos se sogn tät, wenn ich se net aufbaue wollt! Ofn Deberbuden steht e gruße Rist, do liegt mei ganz bissel Weihnachtsgelump drinne.

Ze allererst werd alles in der Stub ausgebrät, daß mer sieht, ob alles noch do is. Na, do gibts schie zu tue. Erscht haäfts: de Insektropfen ronnertragen. Dos is e schlachts bissel Arbet. Un schlachtsten giehts bei de Holzviecherle, do muß mer aufpassen, daß mer net emol en setten Schafel oder Herschel e Baa wagsabelt. Bei darer Kragerei gieht nu doch aa emol de Farb ewing ab, do haäfts laafen un Farb eikaafen. Niemols gefällt merschu esu derham wie zor izing Zeit! Wos nár de Rinner schie für ene Fräd hobn, wenn se aufpassen oder gar en Handgriff machen derfen! Bal sieht nu dos ganze Gestell wie neu aus. Bei de Flügeln sei e paar Stabele ogebrochen, wu se in der Bell drinnestacken. Dos is schlachte Arbet!

Do fällt mer gleich ewos ei, wos emol bei uns derham gepassiert is. Mir hatten of unrer Peremett lauter Viecher un Mannle aus setten Pappgee-Maschee. Nu saht emol nooch de Feiertog mei Boter: „Mer machen emol heuer die ganzen Mannle net ronner, mer lossen se drauf klaabn; do is alles fix un fertig un mer hobn nächstes Gahr lane Scharerei dermietet.“ Es wur aa esu gemacht.

Es Gahr drauf machen mer nu ofn Deberbuden nauf un ziehe dan Bettüberzug, dar über der Peremett getaa wurn war, ronner. Inu, du grußmachtigs Ugelück! Ich gelaab, mir hobn Maul un Nos' aufgesperrt vir Schrad! Of dan Peremettenscheibn standn nár noch lauter Holzstackeln — de Baa vu dan Viechern. Wos aus Leig war, dos hatten de Mäus gefressen.

Na also, ich ho nu agefange mit Baue. Sechs Etagen hoot mei Peremett. Un of jeder Scheib is ewos anerschu ze sahe. Ganz drunten is e Gagd. Do laafen de Hosen, de Hersch, Neh, Füchs, Gager un Hund — alles dorchenaner — rüm. E setts Revier tät ich jeden Gager gönne, do läme se zewingst of ihrn Pacht. En Absatz höher is der Bargaufzug, von Debersteiger bis zon Huntsgung — alles do. Wieder ane Scheib höher maschiern e Hard Soldaten un der

Hauptmaa ofn Pfaar vornewag. Un vorne an Rand sitzt e klener Sperlich und fraat sich drüber. Dann is e Wald, do sieht mer 's Rotkeppel mit'n Wolf. Drhinnerhar kimmt oder gleich der Gager. Wieder ane Scheib höher do is e Rußbuttenmaa, e Hannelsmaa un e paar Waldleut; aa e paar Beerfinner. Ganz ubn oder is e klane Christgeburt. Dos alles dreht sich nu esu schie



Auf dem Christbaum-Markt.

(Zeichnung Beck, Scherl-M.)

ümering, — dos haast, wenn se gieht! Bis gestern ohmd ging se oder noch net. Do stieht se dorten wie Ochs un rührt sich net. Ich ho gestern Ohmd e Lichtel nooch anern agezünd' — nisch warisch. Wenn drunten an der Well mit'n Gelasel ewos net stimmt, muß ich dan ganzen Bauerich wieder eireißen. Es ka oder aa an de Flügeln liegn, emmende sei se ze schwer. Na, es werd schie noch warn; un wenn's net klappen larnt, do haast ich 's Luder noch an heiling Ohmd zam!

Ich wollt e schienes Barschel dichten
vu un'rer Hamit zor Weihnachtsfräd,
vu Engeln, Bargleit, Terken, Lichteln —
Herr Redaktär, mir tuts sei läd;
Ich schusft sei, ühne mich ze lobn,
zer Ruh komm ich seit Wochen net:
Weihnacht will ich gebergisch hobn,
ich bau an meiner Peremett!

Du schenkst mir die Seimal. Roman von Antonie Scharnhorst.

16

Copyright by Karl Köhler & Co., Berlin-Schmargendorf. (Nachdruck verboten.)

Die Freude auf Paris und ein paar lustige Tage mit Fedor wurde für Anja ganz zurückgedrängt durch die Wut über die Nachricht Marikkes. Dieser Günther Krieger nistete sich also wirklich hier ein, hier in ihrer unmittelbaren Nähe. Welche Gefahr! Dieser Mann da drüben mußte fort. Einmal hatte er sie beinahe ruiniert, zum zweiten Male würde sie sich der Gefahr zu erwehren wissen! —

Der Schlagbaum an der Chaussee zur Bahnstation war heruntergelassen. Auch Anjas Wagen mußte warten. Eine Menge Bauerngefährte hatten sich angesammelt, Radfahrer, zwei Motorradfahrer. Der eine hielt dicht neben ihr. Er hatte die Brille zurückgeschoben. Anja erkannte Plauschkis, den Inspektor Fedors. Er grüßte devot.

„Na, Plauschkis, soll ich dem Herrn etwas ausrichten? Ich fahre auch nach Paris“, rief sie ganz gegen ihre Gewohnheit freundlich.

Plauschkis machte sein verkniffenes Gesicht.

„Wenn Panie Biduna den Herrn bitten wollen, sich um einen anderen Inspektor umsehen zu lassen, ich habe keine Lust, mir von der Deutschen drüben auf die Finger passen zu lassen . . . ich habe . . . k—k—keine Lust.“

Anja sah Plauschkis scharf an, der Mann hatte offenbar zuviel getrunken. Aber in diesem Zustande plauderte er aus, was für sie wichtig war. Darum ließ sie seine Rede auch hingehen. Unter andern Umständen wäre sie ihm derb über den Mund gefahren. Wenn er Fedor etwas zu sagen hatte, hatte er es so zu tun, wie es sich dem Untergebenen gegenüber dem Herrn ziemte. Aber jetzt freute sie sich darüber. Sie wußte nun zweierlei: Erstens, daß Fedor wirklich beabsichtigte, Marikke zu heiraten. Sonst hätte der Inspektor nicht so geredet. Die Leute wußten oft mehr als man selber. Und zum zweiten: In dem Inspektor hatte sie einen Bundesgenossen gegen Marikke Rhona. Er fürchtete sie — das war gut. Vielleicht konnte man Plauschkis einmal brauchen . . .

Graf Rhona kam mit einem offenen Brief in der Hand ins Eßzimmer, wo Dita Rhona mit den Jungens bereits beim Frühstück saß. Sein Gesicht war sehr ärgerlich:

„Da hat uns Marikke wieder mal was Schönes angerichtet — lies nur, sie hat doch wahrhaftig den Krieger als Nachfolger des alten Grüll verpflichtet.“

„Au fein!“ rief Herwarth. Ein strenger Blick des Vaters ließ ihn verstummen.

„Seit wann redet man dazwischen, wenn andere Leute sprechen? Verfügt euch mal in eure Zimmer!“ —

Die Jungens sprühten auf. Als sie aber draußen waren, fragte Herwarth mit bligenden Augen den Bruder:

„Kapiertst du, warum unser alter Herr den Krieger nicht leiden kann? Ich finde ihn knorke.“

Jobst dachte nach: „Das ist eben manchmal so, gerade was wir Jungens richtig finden, mögen die Erwachsenen nicht — eigentlich ist das bei Vater aber sonst nicht.“

„Ne, eigentlich nicht“, stimmte Herwarth zu, „aber gerade darum find ichs eklig, wenn er Krieger die Stelle nicht gönnt. Der Mann hat's doch wirklich doll genug gehabt.“

Drinnen im Eßzimmer überlas Dita Rhona den kurzen Brief Marikkes.

„Noch 'nen Brief schreibt sie, damit ichs ja schwarz auf weiß habe“, grölste Rhona, „statt daß sie herübergekommen wäre.“

Dita faltete den Brief zusammen. „Weil sie genau weiß, du würdest es nicht gut heißen.“

Rhona schlug auf den Tisch. „Würde ich auch nicht, in drei Deubels Namen. Sag selbst, Dita: Es geht doch nicht, die Marikke und so ein junger Mensch!“

Dita Rhona sagte diplomatisch: „Vorläufig ist Grüll ja noch da.“

„Aber so bald er kann, wird er entschwinden! Es geht einfach nicht, Dita, sieh das doch ein, es gibt einen Skandal. Und ich dulde es nicht, daß es Skandal um eine Rhona gibt. Wir haben damals gerade genug gehabt.“

Seine Stimme war lauter und lauter geworden.

Dita Rhona hielt sich die Ohren zu. „Warum schreiest du eigentlich mich an, lieber Boghard? Sage es doch der Marikke!“ —

„Das werd ich auch, jawohl — und nicht zu knapp!“

Dita Rhona mußte sich bemühen, angesichts des hellöfrenden Zornes ihres Mannes nicht zu lächeln. Sie wußte, wie diese Strafpredigt auslaufen würde. Marikke würde ihren Entschluß nicht im geringsten ändern und Boghard würde klein beigeben. Doch hütete sie sich, zu prophezeien. Es gab wohl keinen Mann, der auf eine Warnung hin sofort klein beigeben hätte.

„Also, dann fahre nur zu Marikke“, nahm sie das Gespräch wieder auf. „Du bist ja in zwei Stunden zurück.“

Boghard Rhona überlegte. Eigentlich konnte man den angebrochenen Vormittag benutzen, um dann weiter zu Schönthals zu fahren. „Dort machen sie nämlich Versuche mit neuen Dampfmaschinen“, erklärte er seiner Frau, „ich lage mich dann zu einem Löffel Suppe bei Schönthals an. Also auf Wiedersehen!“

„Bergiß nicht, Marikke zu grüßen“, erinnerte Dita, als ihr Mann sich nach dem Frühstück verabschiedete. Jobst und Herwarth, die heute wegen einer kleinen Familienurlaubsreise des Kandidaten höchst willkommene Ferien hatten, horchten auf. Wenn der Vater sie doch mitnehmen wollte! Zu Marikke zu fahren war immer ein Festtag. Außerdem hatten sie sich „dicke“ wie sie nannten, mit Krieger angefreundet. Stundenlang konnten sie bei ihm sitzen und sich aus seiner Kolonialzeit erzählen lassen. Aber Boghard schien die sehnächtigen Augen seiner Sprößlinge nicht sehen zu wollen. Er konnte bei seiner Auseinandersetzung mit Marikke die Bengels nicht brauchen. —

Immer wieder, wenn er auf das Gebiet von Marikkes Gut kam, erfaßte Graf Rhona etwas wie widerwilliger Stolz. Stolz, weil Marikke ihren Besitz in Schutz hatte wie kein Mann es besser vermochte. Widerwillige Anerkennung, weil sie eigentlich alle seine Prophezeiungen zusehnden gemacht hatte. Er hatte nicht geglaubt, daß sie durchkommen würde — und wenn, dann höchstens dank Grülls. Doch hatte er immer wieder zugeben müssen, auch ohne Grüll war Marikke vorbildlich. — Er fuhr weiter, schaute sich aufmerksam um. Da sah er von einem Felde her Krieger kommen. Er saß auf dem „Rotfuchs“ und ritt langsam wie in Gedanken näher.

In Boghard stieg eine gesunde Wut auf. Dieser Mensch war die Ursache alles Mergers. Hätte er sich nicht daran genug sein lassen können, sich von Marikke gesund pflegen zu lassen? Was eine Arbeit oder eine Stellung anlangte, man hätte sich ja schließlich auch für ihn verwandt und, da er tüchtig schien, auch etwas gefunden. Aber es mußte doch schließlich nicht das Gut sein, auf dem eine unverheiratete Frau, ein Mädel von fünfundzwanzig Jahren, und noch dazu ein so hübsches, Herrin war. Wie dachte sich Marikke das eigentlich? Und wie vor allem hatte sich Krieger das gedacht?

„Fahren Sie doch schneller, zum Kukud“, herrschte er den Fahrer an, „das ist ja die reine Leichenfuhr.“

Gerade als Günther Krieger die Chaussee erreicht hatte, brauste Rhonas Wagen dicht vor ihm in Richtung Birkendorf davon. Kriegers Pferd scheute, er mußte es hart bändigen, bis es sich beruhigt hatte. Verwundert schaute Günther Krieger dem Auto nach. Das war doch Rhona gewesen? Hatte

der ihn nicht gesehen, oder war es nur Zufall, daß er den Kopf brüst nach der andern Richtung gewandt? — — —

Marikke saß über den letzten Wochenabrechnungen. Etwas abwesend sah sie auf, als Boghard Rhona unerwartet eintrat. „Onkel Boghard, wie nett — nimm Platz.“ Sie schob einen Aktensortierer von dem Stuhl neben ihrem Schreibtisch. „Wie gehts drüben, was machen die Jungs? Kann ich dir etwas anbieten, bleibst du über Mittag?“ —

Boghard nahm Platz.

„Danke, zu Hause alles in Ordnung. Und zu Mittag will ich bei Schöndhals Station machen. Ich bin nur hergekommen, Marikke, um, um“, er suchte nach Worten, denn er sah schon, wie auf Marikkes Stirn eine Falte erschien. Sie hatte ein unglaublich feines Gefühl für Dinge, die noch gar nicht ausgesprochen waren. Er wollte behutsam sein, aber es polterte doch aus ihm heraus: „Also, zum Donnerwetter, ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß du dich wieder einmal unmöglich benimmst.“

Marikke sah ihn nur an. „Inwiefern benehme ich mich unmöglich, Onkel Boghard?“

„Ja, Mädel, begreift du nicht, daß du diesen Krieger nicht anstellen kannst — wenigstens nicht als einzigen Inspektor hier?“

Marikke sah ihn immer noch mit diesem abwartenden Blick an.

„Willst du mir vielleicht erklären, warum nicht, Onkel Boghard? Hältst du Krieger nicht für fähig, die Stelle einzunehmen? Das kann ich wohl doch besser beurteilen als du, ich halte ihn für tüchtig. Und zwei Inspektoren kann ich mir ja nun wirklich nicht halten.“

Boghard stand auf, ging heftig hin und her. Endlich blieb er dicht vor Marikke stehen.

„Tüchtigkeit, Tüchtigkeit, darum handelt es sich nicht. Du mußt doch einsehen, Mädel, ein junges Ding wie du und ein junger Mann wie Krieger — zusammen allein auf dem Gut, also das geht nicht.“

Marikke versuchte die Sache noch humoristisch zu nehmen.

„Du tust gerade, als wäre ich mit Herrn Krieger „allein auf einer einsamen Insel“, Onkel Boghard. Es sind doch schließlich noch allerhand andere Leute da, oder willst du die Liste meiner Gutsangestellten vielleicht sehen?“ —

Boghards Stirn rötete sich vor Zorn. „Weich mir nicht aus, Marikke. Es handelt sich nicht um deine andern Leute, es handelt sich um Krieger. Zwischen einem Inspektor und einem Gutsherrn besteht ein ganz anderes Verhältnis, überhaupt bei deiner Neigung zu „patriarchalischen“ Sitten. So lange es um Grüll ging, schön und gut. Der alte Mann rechnete vielmehr zu uns als zu den Angestellten. Und wir waren froh, ihn bei dir zu wissen. Aber mit einem Manne wie Krieger ist das etwas ganz anderes. Willst du ihn vielleicht auch so ins Haus ziehen wie Grüll? Willst du mit ihm zusammen Mittag und Abendbrot essen?“ —

„Jawohl“, es kam noch knapper und schon erheblich schärfer.

„Denkst du gar nicht an den Skandal? Marikke, Mädel, er ist ein junger Mann und du —“ er verstummte vor Marikkes eisigem Gesicht.

„Ich bin eine Frau, die genau weiß, wieweit sie gehen, was sie tun darf — und die nach der Meinung alter Tanten einen —“ sie unterbrach sich, atmete heftig, um sich zur Ruhe zu zwingen, „entschuldige, Onkel Boghard, beinahe hätte ich mich ungezogen ausgedrückt, unparlamentarisch nannte man das wohl früher, aber wir wollen uns doch nicht

zanken. Sage selbst, glaubst du nicht, ich könnte für mich allein stehen?“ —

Groß und aufgerichtet stand sie vor ihm, die blauen Augen brannten in dem blaß gewordenen Gesicht. In ihm verging aller Ärger vor der Haltung Marikkes. Er war auf einmal geradezu stolz auf sie. So sagte er nun beinahe sanft:

„Marikke, Kind, langsam mit den jungen Pferden. Es geht ja nicht darum, daß wir dir nicht trauen — du bist eine Rhona, und die Rhonaschen Frauen haben sich immer noch zu bewahren gewußt.“ — Sein Gesicht wurde sehr ernst, und auch Marikke senkte den Kopf. Sie dachten beide im Augenblick das gleiche — die baltischen Rhonas standen vor ihrem Geiste, jener Zweig der Familie, der oben Wurzel geschlagen. Die Männer im Chaos der Revolution umgekommen, zwei Komtessen Rhona hatten sich mit dem Revolver eine Horde Bolschewiken vom Halse gehalten. Mit dem letzten Schuß hatten sie sich vor Unvorstellbarem selbst gerettet. —

Boghard Rhona räusperte sich: „Marikke, du lebst aber nicht allein in der Welt. Und die Welt hat ihre eigenen Sittengesetze.“

Marikke schaute auf. Bitterkeit klang aus ihren Worten: „Das weiß ich nur zu gut! Dieses Sittengesetz kenne ich und habe mich schon einmal dagegen aufgelehnt. Denke an Fedor und Francoise . . .“

„Kind, hast du das immer noch nicht vergessen? Wir dachten, du seist mit Strod wieder gut Freund.“

Marikke bereute schon, daß sie sich von der Erinnerung hatte hinreißen lassen. Die Gedankenverbindung zwischen Fedor und Günther Krieger war irgendwie beunruhigend. Wie um dies Empfinden abzuschütteln, sagte sie nach einer Pause: „Onkel Boghard, du täuschst dich. Ich erinnerte an die alte Geschichte nicht aus Unversöhnlichkeit. Wirklich. Nur, um zu zeigen, wie wenig ich heute wie damals die „Moral“ der sogenannten guten Gesellschaft anerkenne. Was Krieger anlangt, soll man sich wirklich nicht seinen Kopf zerbrechen. Für das, was ich tue, stehe ich ein. Außerdem, dies bitte ich dich aber noch für dich zu beghalten, ich habe mich mit Fedor ausgesöhnt. vollständig . . .“

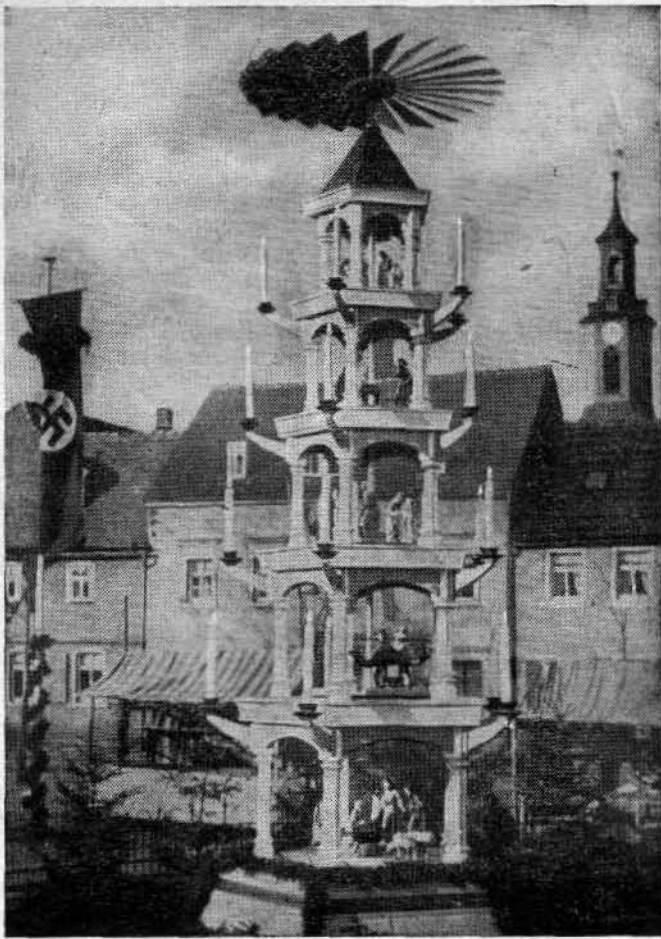
Boghard Rhona sah sie erstaunt an, sie hatte das „vollständig“ so betont.

„Marikke, das soll doch nicht heißen, daß . . .“

„Wettrennen“ auf der Schreibmaschine.



In Anwesenheit des Reichswallers des NS-Lehrerbundes, Gauleiters Wächler, und zahlreicher Ehrengäste wurde in Bayreuth die Deutsche Meisterschaft auf der Schreibmaschine ausgetragen. 186 der besten Maschinenschreiber und -schreiberinnen, darunter ein blinder Schreibmaschinen-Schreiber, der ausgezeichnete Leistungen vollbrachte, nahmen daran teil. 87 Teilnehmer errangen die Meisterswürde, und die zehn Besten wurden zu Reichssiegern erklärt. (Scherl-Bilderd.-Autoll.)



Weihnachtspyramide auf dem Markt von Lichtenflein-Callnberg.
(Aufnahme: Weltbild G. m. b. H., Berlin — RDV-M.)

„Genau das soll es heißen, Onkel Boghard, ich habe mich mit Fedor wieder verlobt.“

„Marikke, Mädel, meinen herzlichsten, meinen allerherzlichsten Glückwunsch, also das ist ja herrlich.“ Er nahm sie ein wenig ungeschickt beim Kopf und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. „Also, das freut mich kolossal, weißt du, da wird Tante Dita aber staunen, wenn ich mit der Neuigkeit heimkomme.“

Marikke lächelte: „Wenn du da nur nicht zu spät kommst, Onkel!“

Boghard Rhona sah sie entgeistert an: „Ja, hast du es denn Tante Dita schon erzählt? Und mir sagt sie nichts? Unerhört, sowas!“

„Beruhige dich, Onkel Boghard, ich habe deiner Frau kein Sterbenswörtchen gesagt.“

„Ja, woher soll sie es dann wissen?“

Nun mußte Marikke doch laut lachen. „Es soll vorkommen, daß Frauen so etwas ahnen, lieber Onkel.“

Boghard war etwas beschämt. „Na ja, ein Hellseher bin ich ja nicht. Nun sag mir nur, mein altes Mädel, bist du glücklich?“

„Glücklich?“ tönte es in Marikke wieder. War sie glücklich? Sie warf den Kopf zurück.

„Natürlich bin ich glücklich.“ Es kam lauter, als Marikke sonst sprach, es war wie ein Troß im Klang. Ehe Boghard noch etwas erwidern konnte, fuhr Marikke fort: „Jedenfalls kannst du nun wohl in Bezug auf Krieger gänzlich beruhigt sein, Onkel, nicht wahr?“

„Ist Fedor mit dem Engagement von Krieger einverstanden“, wollte Boghard fragen. Aber er kam nicht über die ersten Worte hinaus. Marikke machte ein so drohendes Gesicht, daß er wußte,

dies Thema ließ man jetzt besser fallen. Wenn Fedor Marikkens Verlobter war, dann mochte er doch nach dem Rechten sehen, dann brauchte er selbst sich ja nicht mehr unbeliebt zu machen.

„Und wann wollt ihr eure Verlobung bekanntgeben?“

„Sowie Fedor aus Paris zurück ist, er hat dort beruflich zu tun.“ — Boghard von Rhona machte ein betroffenes Gesicht. „Fedor nicht hier? Ja, da soll doch der Teufel zwischenfahren.“

Marikke fragte beunruhigt: „Was ist denn los?“

„Scheinbar ist eine ganz große Schweinerei da im Gange, und der saubere Inspektor Fedors, der Plauschkis, hat sie angezettelt.“ — Marikke erschrak: „Was hat Plauschkis gemacht?“

„Ich hatte gestern Besuch von einem Bekannten, der gerade bei der Kraschauer Mühle gewesen. Der älteste Kraschau, der Friedrich, hätte ihm erzählt, Fedors Inspektor Plauschkis stände im Verdacht, mit Getreide und Vieh aus Ruknitterer Besitz zu schieben. Er hätte es von einem durchaus glaubwürdigen Freunde. Er wollte nur abwarten, bis er mehr erführe, dann würde er den Plauschkis anzeigen. Ich hab mich eigentlich nicht reinmischen wollen, so etwas gibt nur Scherereien. Nun du mit Fedor verbunden bist, fühle ich mich doch verpflichtet, es dir zu sagen.“

Marikke nickte Boghard zu: „Danke, Onkel Boghard. Ich hab's im Gefühl, die Geschichte ist kein leeres Gerede. Fedor selbst hat Mißtrauen gegen Plauschkis. Er ist nur in Bezug auf Ruknittern unbegreiflich nachsichtig. Ich fahre heute noch hinüber.“

„Du? Was willst du denn da?“

Marikke sah Boghard an: „Mir den Mann vorknöpfen!“

„Den Plauschkis?“

„Ja. Oder dachtest du, ich würde nur einen Tag zusehen, wie man Fedor bestiehlt? Es geht mir nicht um das Geld, das würde Fedor vermutlich verschmerzen können, obzwar ich auch finde, man soll nichts unnütz vertun. Aber die Hauptsache ist, man soll nicht denken, Fedor auf der Nase herumtanzen zu können.“

„Aber Marikke, du kannst dir doch Plauschkis nicht „vorknöpfen“, wie du sagst. Mit welchem Recht?“

Marikke flammte auf: „Mit dem Recht, das jeder ehrliche Mensch einem Gauner gegenüber hat, und mit der Pflicht, solchen Menschen das Handwerk zu legen. Ich fahre nach Ruknitter. Fährst du mit, Onkel? Deine „männliche“ Unterstützung würde mir allerdings wertvoll sein. Hallo!“, sie sprach in den Hausapparat, „ist Herr Inspektor Krieger schon zurück? Gut, ich komme herunter, ich habe mit ihm zu reden. Zu Mittag bin ich nicht da. Augenblick warten“, sie wandte sich zu Boghard, „nimmst du mich in deinem Wagen mit, Onkel oder soll ich meinen bestellen?“

Boghard seufzte: „Du hast ein Tempo, Marikke! Aber natürlich nehme ich dich mit und werde auch Hilfsstellung geben bei deinem Match mit Plauschkis.“ — Marikke hing ab.

„Entschuldige, ich bin in wenigen Minuten wieder zurück. Vielleicht kann ich dir doch inzwischen eine Erfrischung . . .“

Boghard nickte. „Ja, so einen Schuß Mosel mit Brunnen, du hast mich ordentlich heiß gemacht mit deinen Überraschungen und Entschlüssen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Der Pöhlberg setzt seine Nebelmütze auf.



(Aufnahme des T. A. W.-Bilderdienstes vom Annenturm. T. A. W.-K.)

Von den Industrien unserer engeren Heimat.

In Bärenstein wird wieder Bier gebraut.

Kurzreportage über die Herstellung des Gerstenjantes.

In einer behaglichen Gaststätte sitzt Du vor einem Schoppen guten Bieres. Du läßt es Dir schmecken. Hand aufs Herz: Hast Du Dir mal dabei Gedanken darüber gemacht, daß für die Herstellung des Bieres, so wie Du es in Deinem Gläschen vorfindest, verschiedene und langwierige Produktionsprozesse notwendig sind?

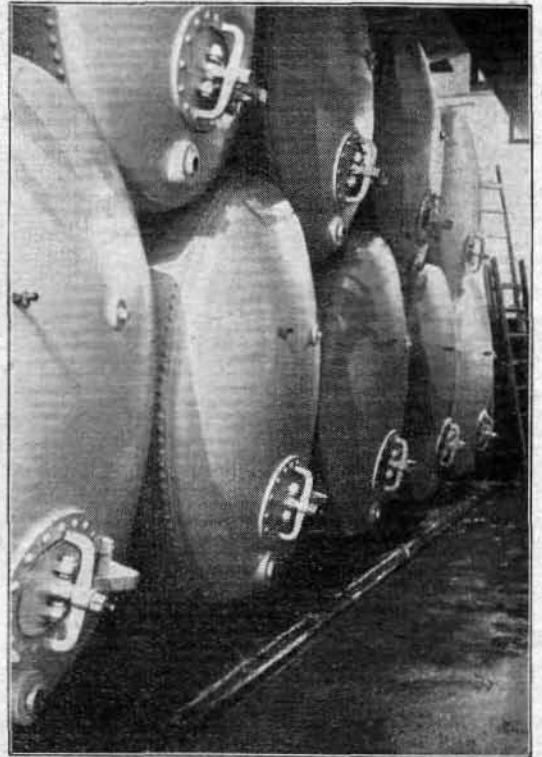
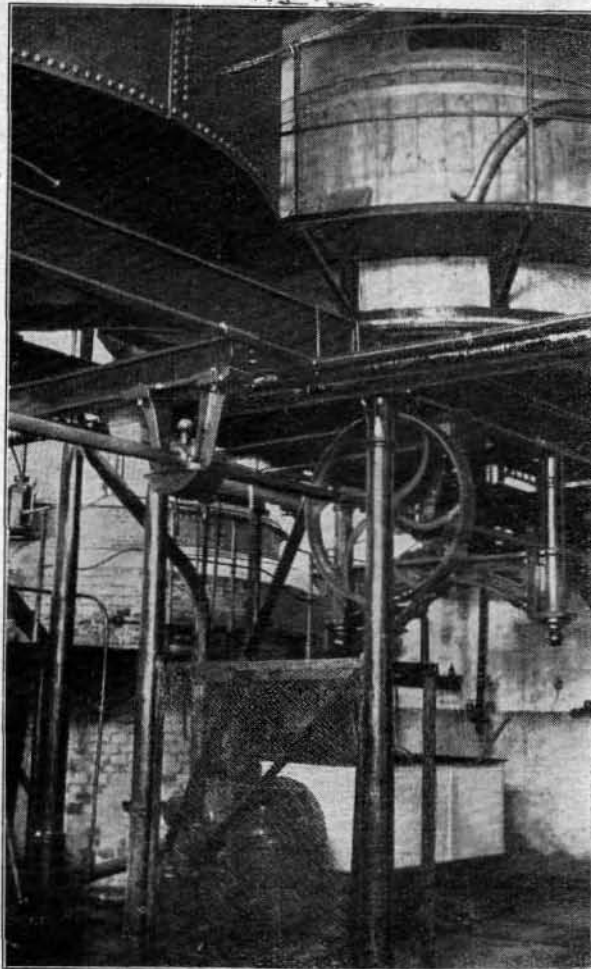
Aus der Geschichte des Brauwesens.

Blättern wir zurück in der Geschichte des Brauereiwesens, so lesen wir, daß die Herstellung von Bier bereits den alten Ägyptern nicht unbekannt war. Seine Bereitung zeigen zahlreiche Reliefs und Statuetten. Das Bier der ältesten Zeiten war aus gemälzten oder ungemälzten Zerealien (Gerste, Weizen, Hafer) bereitet, oft unter Zusatz von Honig, Wacholder, Pilzen oder Baumrinde, jedoch ohne Hopfen. 65 n. Chr. wird Hopfen zwar schon erwähnt, doch herrscht Dunkel darüber, ob man alkoholische Getränke damit würzte und haltbar machte. Erst um das 8. Jahrhundert wird Hopfen in Deutschland gezüchtet und im Jahre 1070 wird der Hopfen zur Bierbereitung genannt. Die Pflege des Brauwesens lag im Mittelalter bei den Klöstern und Städten. Die älteste bekannte Brauordnung stammt aus Augsburg (1155). Die Hansestädte Hamburg und Danzig trieben schon im 14. und 15. Jahrhundert einen lebhaften Bierexport. Damals hatte fast jede norddeutsche Stadt ihre Bierspezialität. Bier wurde das Getränk aller Stände: Vielfach wurde sogar die Ableistung von Strafen und Bußen in Bier festgesetzt. Der Dreißigjährige Krieg als auch die Vorrechte bestimmter Kreise der Bürgerschaft auf das „Bierurbar“ und die Gepflogenheit des „Reihebrauens“, das in vielen deutschen Städten zur Gründung bestimmter bür-

gerlicher Bräuhäuser führte, zogen für die Brauereien eine rückläufige Tendenz nach sich.

Zu neuer Blüte kam das Braugewerbe in Bayern. Der Ruf des bayerischen Bieres beruht auf einem Verbot des Landtages aus dem Jahre 1516, etwas anderes als Gerste, Hopfen und Wasser zum Brauen zu verwenden. Das Brauwesen war damals landesherrliches Regal. 1614 berief der Kurfürst einen Braumeister, der Bier nach Einbecker Art (hier ist wahrscheinlich die Bezeichnung Bockbier herzuweisen) brauen sollte. Waren frühere Biere sämtlich obergärig, so wurden die bayerischen Biere stets nach dem auch jetzt vorherrschenden untergärigen Verfahren hergestellt. Erst durch die Einführung des maschinellen Betriebes, die Entwicklung der technisch-wissenschaftlichen Forschungen und nach Aufhebung der Bann- und Zwangsrechte hat das deutsche Braugewerbe den Aufschwung genommen, der seinen Weltruf begründete. Deutschland war die Hauptpflegestätte der Bierbrauerei geworden und ist es geblieben.

Das Brauwesen in unserer engeren Heimat beschränkte sich bis vor kurzer Zeit auf drei Betriebe in der Nachbarstadt Buchholz, Ehrenfriedersdorf und den Kurort Oberwiesenthal. Am 1. Dezember gefellte sich zu ihnen die Brauerei Bärenstein, die Wenzel Kuhn zum Gründer hatte und im März 1939



Links oben: Blick in das Sudhaus. — Oben: Tankabteilung, in der das klare, trinkbare Bier lagert, ehe es auf Fässer abgezogen wird. — Unten links: Der Gärkeller mit den Bollichen. (Aufnahmen des T. A. W.-Bilderdienstes. T. A. W. 3 K.)



acht Jahrzehnte besteht. Wir wollen hier nicht die Geschichte der Kuhnschen Brauerei aufrollen, die im Laufe der Jahrzehnte einen schönen Aufschwung nahm, um dann für einige Jahre den Betrieb einzustellen. Sie hat jetzt ein neues Blatt ihres Betriebes aufgeschlagen.

Der erfahrene Braumeister der Brauerei Bärenstein führte uns hinauf in das höchste Stockwerk. Hier liegen, möchte man sagen, die Anfänge des langen Produktionsprozesses. Wir wollen vorausschicken: die Herstellung des Bieres erfolgt in drei Hauptstufen: Malzbereitung, Gewinnung der Würze und Vergärung der Würze zum Bier. Bei der Schrotmühle geht es also los. Die Gerste wird einem sog. Mälzprozeß unterzogen. Das Mälzen umfaßt das Puzen und Sortieren der Gerste, das Weichen, Keimen und Darren der ge-

feimten Gerste. Das entstehende Produkt ist Malz. Die Beschaffenheit des Malzschrötes ist für den Läuterprozeß und die Extraktausbeute sehr wichtig. Das geschrotene Malz wird dem Sudprozeß unterworfen. Hier kennt der Brauer wieder 3 Arbeitsvorgänge, das Maischen, das Läutern und Würzekochen, dem das Sudhaus mit dem Maischbottich, dem Läuterbottich und der Würzpfanne dient. Der Läuterbottich ist versehen mit einer Kupferblechplatte, über die die Würze in die Würzemulde und in die tiefer liegende Würzpfanne abgelfert wird. Zum Auslaugen der Rückstände, Treber bezeichnet, benutzt man ein Drehkreuz oder eine Schwimmkiste. Die beim Maischen in Lösung gehenden Stoffe nennt man den Extrakt, die wässrige Lösung des Extraktes die Würze. Die Kunst des Maischens gipfelt in der Herstellung der dem Charakter des zu erzeugenden Bieres entsprechend zusammengesetzten Würze. Für die Maischarbeit sind viele Verfahren möglich. Jeder Brauer wird das für ihn praktische verwenden und wird es wie eine Art Geheimnis wahren. Es würde zu weit führen, die einzelnen Arbeitsvorgänge mit dem Kochen, Abziehen des Sudes (Dickmaische), Zurückführen in den Maischbottich usw. zu erläutern. In einem Kochprozeß werden 100 Hekto bearbeitet. Zwischendurch wird der Hopfen zugelegt. (Bärenstein verwendet zum größten

Teil den bekannten Saazer Hopfen auf Grund eines früheren Privilegs.) Das Kochen mit Hopfen dauert etwa zwei Stunden. Ueber Hopfensaier und Kühlschiff gelangt das Gebräu nach den Gärbottichen. Durch den Gärungsvorgang, der durch den Zusatz der Hefe erzeugt wird, erfolgt die Umwandlung der Würze in Bier. Die Hauptgärung dauert etwa 8 Tage. Ist das Bier dann „schlauchreif“, wird es vom Gärbottich auf Lagerfässer geschlaucht. Die Nachgärung dauert etwa 8 Wochen. Ist es dann ausgereift, wird das klare und trinkbare Bier in Holzbottiche oder Tanks geleitet, aus denen es dann in den sog. Abfüllraum gelangt.

Wir haben uns alle Abteilungen angesehen, das Sudhaus, den Gärkeller, die Tankanlagen, ließen uns aufklären über den Zweck der modernen Kühlanlagen, hörten, daß der ganze Betrieb elektrifiziert ist, daß die Dampfmaschine nur für den Brauprozess selbst in Tätigkeit tritt und sonst für das Herüberpumpen des Wassers aus Cranztähler Flur durch eine 1300 Meter lange Leitung erfolgt, zu dem zwei Quellwasser aus dem Bärenstein dazu kommen. Wir warfen einen Blick in einen riesigen Eiskeller. Alles in allem: die Herstellung des Bieres in den verschiedenen Stufen war uns Männern der Feder sehr interessant und aufschlußreich und wird auch das Interesse unserer Leser finden. M. S.

Wir belauschen Feierabend-Künstler

Der Schulhausmeister.

An den Nordrand stundenweiter Wälder des Fichtelberges schmiegt sich Markersbach an. Von seinem unter Heimatschutz stehenden Kirchlein glockt es gerade 10 Uhr, als uns aus dem Heizkeller der Schule deren Hausmeister in blauer Leinenjacke entgegenkommt und die kohlenbeschmierten Hände zum Gruß hinhält. Ehe sie die Pausen läuteten, den Schulhof lehrten und die Heizung versorgten, waren sie in einer autogenischen Schweißerei tätig. Sie sind also vielerlei und schwere Arbeit gewöhnt. Man traut ihnen kaum zu, daß sie den einfachen Bernhard Schönfelder in Mußestunden zum Volkskünstler werden lassen. Seit sechs Jahren nämlich schnitzt er. Und wie! Wie er dazu gekommen ist? Zeichnen war sein Lieblingsfach in der Raschauer Volksschule, wo er geboren ist. Begonnen hat er, weil seine Frau gern zur Weihnacht eine Pyramide haben wollte. „Die Hirsche, die ich mir dazu kaufte, sahen aus wie Karnickel!“ meint er drastisch. „Da hab' ich gedacht, so bringst du sie auch!“ Und siehe, es ging wunderbar. Natürlich hat die Familie Schnitzerblut in ihren Adern. Auch der Schwager drüben in Elterlein, tagsüber als Schlosser beschäftigt, schnitzt nach Feierabend gern. Nun hat Bernhard Schönfelder schon eine schöne Schau seines künstlerischen Zeitvertreibs beieinander. Alle seine „Erstlinge“ hat er noch da, einen Waldmann und einen Obersteiger und wenn die Kamele der Weisen aus dem Orient auch falsche Beinstellung haben, so sind sie doch ausgezeichnete Werke künstlerischen Nachbildungseifers. Der Schulhausmeister bekennt, daß die Feierabend-Schau in Schwarzenberg ungemein anregend auf ihn gewirkt habe. Er sah dort Figuren, die er sich so einprägte, daß er daheim in stiller Abendstunde ein Stück Lindenholz nahm und aus dem Gedächtnis nachschnitzte . . .

Der Malergehilfe.

Noch eben standen wir vorm Mönchsgesicht, dem Schlettau'ser Wahrzeichen an der Mauer der St. Ulrichskirche, sehen in einer Gasstätte die wichtigsten Begebenheiten aus der Stadtgeschichte in meisterlicher Form geschnitzt auf Leuchterarmen und erfahren, daß ein — Malergehilfe der Künstler ist. Er hat Maschinentechnik gelernt und ist jetzt mit Pinseln aller Größen auf der Leiter tätig. Nun sitzen wir in seiner Stube. Am Fenster, das hinausschaut zum Gäßchen „Nach den Heiden“ liegen die vielen Schnitzmesser, fein säuberlich geordnet. Er schnitzt leidenschaftlich gern. Die Feierabend-Schau brachte ihm die ersten bedeutenden öffentlichen Erfolge. Und nun? Will er gar den Malertittel an den Nagel hängen und mit Schnitzen sein Brot verdienen. Sein „Abt auf der Saujagd“ ist wundervoll. In des Wildbiers Gesicht ist die lauernde Verschlagenheit eingegraben. Der Bilzburger schaut uns lachend an. Eine ganze Reihe seiner Entwürfe sind sehr originell; die „Räucherzwerge“ sind seine Idee. Künstler ist hier wahrlich nicht zu viel gesagt. Er hat einen stabspielenden Oberlehrer im Städtchen nach Gedanken so in Holz gestaltet, daß der Nachgebildete vor Ergriffenheit geweint hat wie ein Kind. So geht zuzeiten die erzgebirgische Volks- und Schnitzkunst zu Herzen! —

Der Maurer.

Versteckt steht ein Fachwerkhäufel in Mauerberg, östlich von Annaberg über dem Preßnitzale. Gleich beim Betreten der Stube blickt uns die Kunst des Maurers Ewald Richter an. Eine Christusgestalt hält segnend die Hände über einen Prachthirsch, den der Feierabend-Schnitzer gerade in Arbeit hat. Beide Figuren sind ohne Tadel. Bescheiden plaudert die Frau des Maurers mit uns. Die Leute tun, als ob das alles weiter garnichts sei. Sie sitzt, soweit es die Hauswirtschaft zuläßt, an der Fußstrickmaschine und fertigt Socken. Aber gegen 18 Uhr wird Leben im Häufel. Der Mann kommt nach schwerer Bauarbeit aus Annaberg heim, ein Sohn und die Tochter aus einer Wollensteiner Knopffabrik und der andere Junge, der Schlosser, aus Zschopau. Hat sich der erste Sturm gelegt und sind alle vom Tisch gesättigt aufgestanden, dann greift der 45jährige Maurer zum Schnitzmesser. Jeden Mittwoch aber geht er ins Schnitzerheim zu seinesgleichen. Dort fühlt er sich genau so wohl wie daheim in seinem stillen Stubenwinkel. „Bilder aus Zeitungen und Zeitschriften sammelt er in Mengen“ bedeutet uns seine Frau. Aus ihnen schöpft er manches Motiv. Ehe wir, froh des köstlichen Erlebnisses im kleinen Mauerberger Häufel, wieder davongehen, bringt die Frau eine Schnitzerei, die ihr Mann seit einigen Wochen unter den Messern hat. Es ist eine ganz wunderschöne Sache. Auf einem Zaun sitzt ein unbekümmerter Landstreicher. Er hat sein Bündel abgelegt und läßt Marionetten in seinen Händen hüpfen und spielen. Das Gesicht, das er dazu macht, ist nicht zu beschreiben. In ihm liegt von dem reichen Gemüt des schnitzenden Maurers und Künstlers! —



Aufn. Ufa (106 K)

Abendmahlzeit im nordfriesischen Fischerhaus.
Aus dem Kulturfilm „Sturm über der Hailig“.

In Großrükerswalde, wo er wohnt, nennen sie den Eugen Dettel einfach den Post-Eugen. Am 8. Februar 1894 ist er geboren. Er hat Zimmermann gelernt. Ab 1913 diente er bei den 13. Jägern. Mit denen ging er an die Westfront. Am 11. März 1915 verlor er an der Loretohöhe fast den ganzen rechten Arm. Am 14. März wurde er in Douai amputiert. Erzgebirgische Zähigkeit ließ ihn schon acht Tage später linkschändig die erste Karte an die besorgten Eltern schreiben. Aber er hat noch weit mehr Beharrlichkeit und Energie bewiesen. Sieben Jahre lang hat er Uebergangswärter bei der Reichsbahn in Wolfenstein gemacht, seit 1. April 1924 führt er die Postagentur in Großrükerswalde, und seit 1921 hat er begonnen, linkschändig zu — schnitzen und zu basteln. Sein Bergaufzug ist sehenswert. Er ist das eindeutige Meisterstück eines einarmigen Schnitzers, der alle Kraft und Liebe in seine Arbeit vereint hat. „Ja, die Franzosen haben mir viel genommen, aber den Humor konnten sie mir nicht rauben!“ Es ist in ihm eine förmliche Leidenschaft.

Illustriertes Hes Sonntagsblatt Tageblatt erger Wochenblatt itung des Obererzgebirges



Dr Ruprich gießt im.



Diese Woche besuchte er den BDM in Königswalde. An den frohen Gelächern der Mädels, die um den lichtergerückten Tisch sitzen, sieht man, daß sie alle ein gutes Gewissen haben und sich vor dem Gesträngen nicht zu fürchten brauchen. (Aufnahme: T. A. W.-Bilderdienst. T. A. W.-K.)

Schaft für das geliebte Schnitzmesser entstanden. Er hat den Schnitz- und Bergbauverein im Dorfe gegründet, dafür gesorgt, daß ein gemütliches Schnitzerheim entstand und freut sich mit seinen 32 Kameraden königlich auf jeden Bastelabend. Bis zum Neumachen halten sie ihre Zusammenkünfte allwöchentlich ab, „dann aber wirds höchste Zeit, daß wir aufhören!“ Den großen Holzblock klemmt er zwischen die Knie und gegen die Tischkante. Begeisterung läßt die gesunde linke Hand rüstig schaffen. Und sind Feinheiten herauszuarbeiten, dann legt der Post-Eugen, der übrigens vor dem Kriege einer der besten Geräteturner im Dorfe war, die Figur auf den Tisch, hält sie mit dem rechten Armstumpf fest und schnitzt den Gesichtern seiner Werke ausdrucksvolle Züge ein, die wir bewundern müssen. Jetzt versucht er's mit einem kapitalen Hirsch. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Einarmige auch diese sich selbst gestellte Aufgabe meistert . . .

* *

Diese Nebenbei-Künstler schaffen in unserem Erzgebirge — auf sächsischer und auch auf sudetendeutscher Seite — im Verborgenen. Deshalb ist ihre Kunst nicht minder wertvoll. Was sie schnitzen, sind alles volkstümliche Kunstwerke, der äußerlichen und der innersten Heimat abgesehen.

Am 3. Dezember 1938 wurde der Neubau des HJ-Heimes in Jöhstadt gehoben, dessen Grundstein am 21. Juni d. J. gelegt wurde. Schön, leicht und zweckmäßig ist dieser Bau angelegt. Er wird vier Scharräume, eine Fahnenhalle, einen großen Appellraum, ein Führerzimmer, einen kleinen Werkraum und die notwendigen Wasch- und Aborträume enthalten. Für den zweiten Bauabschnitt ist u. a. die Erstellung eines Feierraumes mit Gymnastiksaal für das BDM-Werk „Glaube und Schönheit“ vorgesehen. Die HJ von Jöhstadt ist stolz und beglückt über ihr künftiges Heim und wird ihre ganze Ehre daran setzen, daß echter nationalsozialistischer Geist hier eine dauernde Pflegestätte findet.

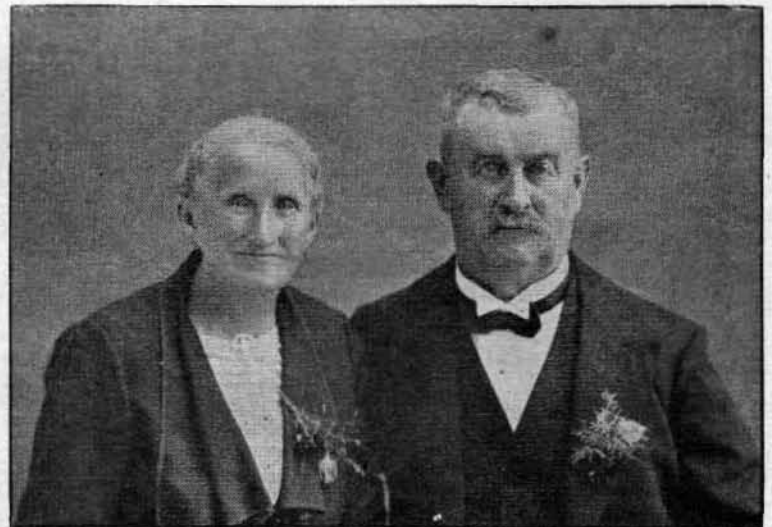
(Aufnahme: Photo Richter-Jöhstadt. T. A. W.-K.)

und abgesehen und trüchtigt von Liebe dieser Menschen zu ihrem stillen künstlerischen Schaffen. Sie kennen kein „Atelier“. Oft sind sie arm und leben in sehr bescheidenen Verhältnissen.

Vom großen Leben empfangen sie kaum einen Anreiz zur Arbeit am toten Holz. Heimat allein ist's, die das Holz lebendig werden läßt. Ihre schöne Wald- und Dorf-, Wiesen- und Bergheimat ist's, die ihre Schnitzmesser gleichsam führt und diesen einfachen Menschen Impuls und Anregung zu besten Leistungen gibt.

Jos. Blochberger.

Goldene Hochzeit in Niederschmiedeberg.



Steilmacher Bruno Neubert und Frau Lina geb. Oettel war es vergönnt, den 50. Hochzeitstag in erfreulicher Rüstigkeit zu begehen. Wir danken dem Jubelpaar, das wir zu unserem langjährigen treuen Leserkreis zählen dürfen, für die der Heimatzeitung gehallene Treue und wünschen ihm einen recht gesegneten Lebensabend.

ünering, — dos haast, wenn se gieht! Bis gestern ohnd ging se oder noch net. Do stieht se dorten wie Ochs un rührt sich net. Ich ho gestern Ohnd e Lichtel nooch anern agezünd' — nisch warisch. Wenn drunten an der Well mit'n Gelasel ewos net stimmt, muß ich dan ganzen Bauerich wieder eireißen. Es fa oder aa an de Flügeln liegn, emmende sei se ze schwer. Na, es werd schie noch warn; un wenn's net klappen larnt, do haast ich 's Luder noch an heiling Ohnd zam!

ns aus Klösterle.

Du schenkst mir die 8.

16 Copyright by Karl Köhler & Co., Berlin-Schmargen

Die Freude auf Paris und ein paar lustige Tage mit Fedor wurde für Anja ganz zurückgedrängt durch die Wut über die Nachricht Marikkes. Dieser Günther Krieger nistete sich also wirklich hier ein, hier in ihrer unmittelbaren Nähe. Welche Gefahr! Dieser Mann da drüben mußte fort. Einmal hatte er sie beinahe ruiniert, zum zweiten Male würde sie sich der Gefahr zu erwehren wissen! —

Der Schlagbaum an der Chaussee zur Bahnstation war heruntergelassen. Auch Anjas Wagen mußte warten. Eine Menge Bauerngefährte hatten sich angesammelt, Radfahrer, ~~er Septemb. 1920, bei dem~~ die Oberstadt mit der Kirche, Pfarre, Schule und dem Spital eingäschert wurde, blieb das Schloß verschont.

Blick auf Klösterle.

Am 24. Juni 1784 brannte die ganze Stadt mit dem Schlosse bis auf 7 Häuser ab. Damals ließ Graf Franz Josef Thun für die Abgebrannten Baracken erbauen. Unter seinem Sohn Graf Josef Thun, der am 12. März 1785 die Herrschaft Klösterle übernahm, wurde das Schloß wiederhergestellt.

Schloßneubau.

Am 31. Mai 1856 brannte das Schloß nieder und auch das Bräuhaus wurde ein Raub der Flammen. Graf Josef Oswald Hagenauer ließ das Schloß nach den Plänen des Baumeisters Wenzel Hagenauer neu herstellen.

Am 23. August 1859 wurde Klösterle von einem furchtbaren Stadtbrand heimgesucht, bei dem aber das Schloß verschont blieb.

Der Grundstein zum neuen Rathaus

wurde am 3. Mai 1855 gelegt. Es wurde mit einem stattlichen Turm versehen. Beim großen Brande 1859 brannte es ganz aus. Nur die Wände blieben stehen. Wie es damals wiederhergestellt wurde, blieb es bis heute.

Denkwürdige Ereignisse aus Schmiedeberg.

1902 ist das Gasthaus „Zur blauen Donau“ am 22. Februar vollständig niedergebrannt. — Am 22. Februar starb die da-

Dita R noch da.“

„Aber s

einfach nicht

Und ich dulde

Wir haben d

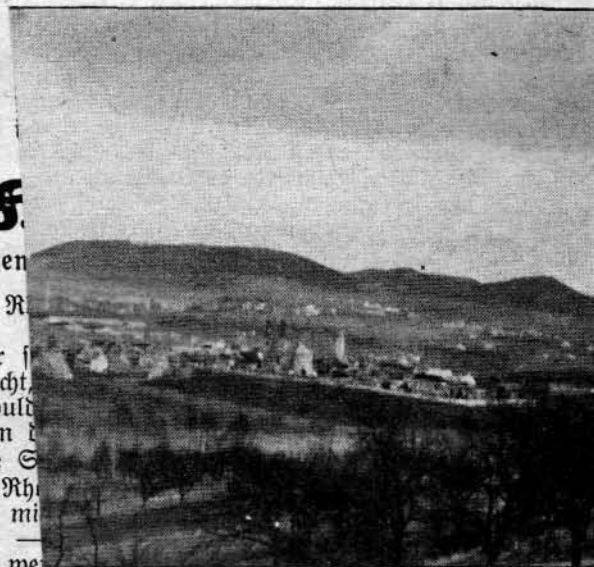
Seine S

Dita R

eigentlich mi

Marikkle!“

„Das we



(T. A. W.-Bilderdienst-K.)

mals älteste Frau von Schmiedeberg, Anna Bog aus Nr. 15, im 96. Lebensjahr. — Am 7. August tobte über Schmiedeberg ein heftiges Gewitter. Der Blitz schlug in das Haus Nr. 257, das bis auf den Grund niederbrannte. Johann Schmiedel von Nr. 367, der vor Anbruch des Gewitters noch einige Schindeln auf dem Dach befestigen wollte, wurde vom Blitz heruntergeschleudert. Johann Penert fand man tot hinter seinem Hause. — Im selben Jahre brannte noch das Wohnhaus von Franz Reifig und von Franz Theumer nieder.

1903 wurde das Haus Nr. 123 (Rosa Wirth) am 25. Januar durch Brand eingäschert. — Vom Anfang bis Ende März und zu Anfang April wurden heftige Erdbeben wahrgenommen, die sich vom westlichen Vogtland aus über das ganze Erzgebirge hin bemerkbar machten.

1904 entstand am 15. August unweit der Rachel (Böhm. Hammer) ein Waldbrand, der sich bis über den Berg hinauf bis gegen die lange Brücke in der Richtung zum Hohen Stein fortpflanzte. — Der Winter 1904/05 richtete durch furchtbare Baumbrüche riesigen Schaden in den Wäldern an.

1905 vernichteten im Juli starke Hagelschläge fast die ganze Ernte. — Schon zu Anfang Oktober wüteten heftige Schneestürme, so daß Kartoffeln, Hafer, Grummet usw. auf den Feldern liegenbleiben mußten und bald von einer dichten Schneedecke überzogen waren.

1907. Der Winter brachte solche Schneefälle, daß noch im März der Bahnverkehr acht Tage lang eingestellt wurde. Besonders arg war es in der Nähe von Reichsdorf, wo der Zug auf offener Strecke stehenblieb und einschneite, so daß man bald von der Maschine nur noch einen kleinen Teil des Kamines sah. Dieser strenge Winter tobte noch bis Ende April.

1919 stellte sich schon am 9. Oktober Schnee und große Wintertälte ein. Die Kartoffeln mußten aus dem Schnee ausgegraben werden. Das Getreide, das zum Teil schon abgemäht war, verfaulte auf dem Felde. Am 28. Oktober fiel dann noch mehr Schnee, der den ganzen Winter über liegenblieb.

1920 wurde der Pfarrer Josef Raas am 30. Juni von seiner Wirtschafterin, die sich alsdann mit einem Rasiermesser die Halsschlagader durchschnitt, tödlich verletzt.

1922 lag das Erzgebirge am 1. Mai noch immer im Winterkleid. Am Ostermontag brach über Schmiedeberg und Umgebung ein heftiges Gewitter herein. Am 13. Mai schneite es abermals, und es schien, als ob das Frühjahr überhaupt nicht kommen wollte.



Herbststimmung im Egerthal bei Wolfsh.

(T. A. W.-Bilderdienst-K.)